

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 28 (2015)
Heft: 5

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

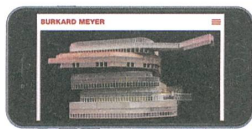
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

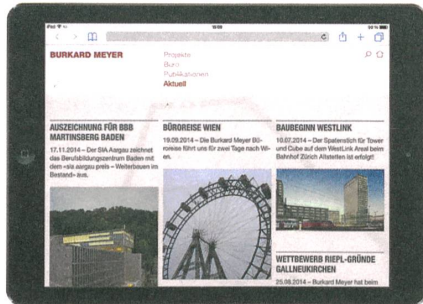
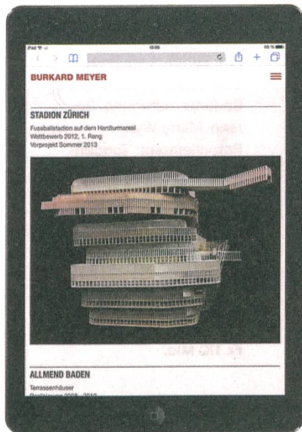
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

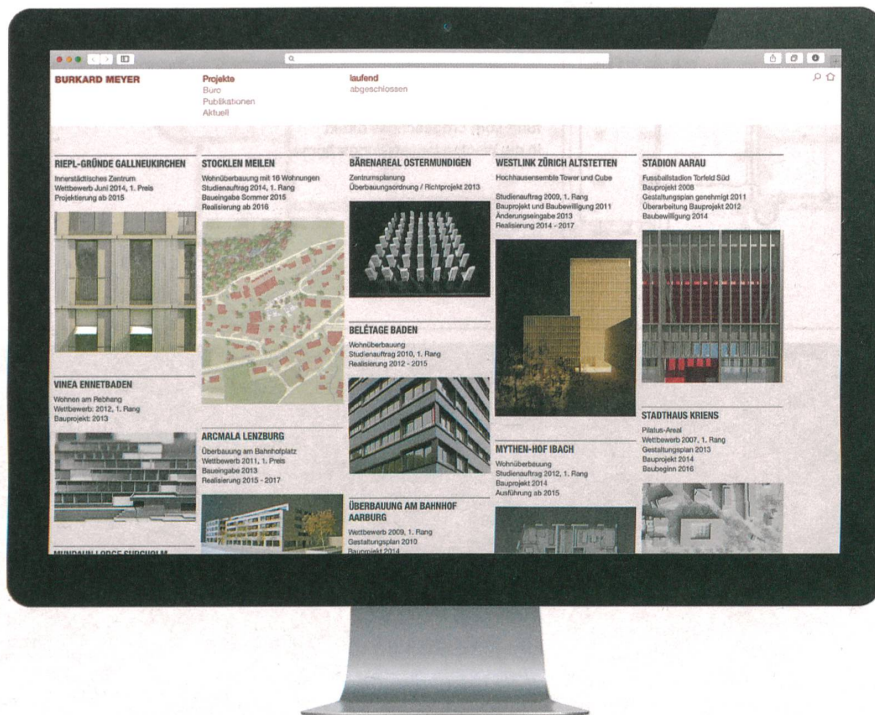
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aktuelles Webdesign muss auf mehreren Geräten funktionieren. Burkardmeyer.ch verändert sich je nach Grösse des Bildschirms.



Layouts sind heute meistens in Spalten aufgebaut und passen sich an, je nachdem ob man das Tablet horizontal oder vertikal hält. Das führt dazu, dass sich immer mehr Internetseiten gleichen.



Auf dem Computerbildschirm wird die Darstellung fünfspaltig.

Ganz schön viel Zwang

Wars das jetzt – werden in Zukunft alle Architekten-Websites so aussehen? Der neue Internetauftritt von Burkard Meyer hinterlässt eine leise Enttäuschung. Dabei gibt es daran nichts zu kritisieren. Dem Badener Architekturbüro ist ein solider Internetauftritt auf hohem Niveau gelungen. Übersichtlich und grosszügig. Aber irgendwie langweilig. Das hat mit der Gegenwart des Internets zu tun: Webseiten müssen auf Geräten mit unterschiedlichsten Bildschirmgrössen funktionieren. Die Antwort heisst «Responsive Design». Die Website merkt, auf welchem Gerät sie betrachtet wird, und passt sich an. Am einfachsten funktioniert das mit einem Layout, das die Inhalte auf Kacheln präsentiert und diese in Spalten anordnet. Wie bei Burkardmeyer.ch: Auf dem Smartphone ist das Layout einspaltig, auf dem Tablet vertikal zweispaltig, horizontal dreispaltig; auf dem Desktop-Computer sind es je nach Breite des Browserfensters bis zu fünf Spalten. Für das Webdesign bedeutet «Multiscreen» ganz schön viel Zwang. Daraus ergibt sich Konformität: Alle Websites sehen gleich aus.

Doch auch mit «Responsive Design» lässt sich nicht alles auf allen Geräten umsetzen. Wer Burkard Meyer auf dem Desktop-Computer besucht, dem hilft das Webdesign bei der Orientierung. Führt der Besucher mit dem Mauszeiger über die Bilder der Startseite, legt sich ein dünner Schleier über das Bild, auf das er gerade klicken kann. Ähnliches passiert im Menü: Der Menüpunkt, über dem sich der Mauszeiger befindet, leuchtet auf. Dieser Effekt ist Standard, doch leider funktioniert er auf Touchscreens nicht. Weil es dort keinen Mauszeiger gibt und somit keine zwei unterscheidbaren Interaktionen. Die Programmierer haben Wege gefunden, den Effekt vom Desktop auf den Touchscreen zu übertragen. Keiner macht wirklich glücklich. So haben sich denn auch die Macher von Burkardmeyer.ch gegen eine Übertragung entschieden. Auf iPhone und iPad entfällt diese Variante. Für den Finger bedeutet berühren klicken. Urs Honegger

Website Burkardmeyer.ch

Gestaltung und Konzept: Büro4, Zürich
 Programmierung: Fint, Zürich
 Redaktion: Burkard Meyer (Regula Steinmann)
 Fotografie: Markus Bertschi, Zürich
www.burkardmeyer.ch



Die neuen Korridore sind mit hoher Präzision ins alte Haus eingebaut.



Im zweiten Obergeschoss liegt der Eingang zu den provisorischen Büroräumen der Nationalbank.



Mit Blick über die Gleise des Bahnhofs Bern: die Cafeteria im vierten Stock des Nationalbank-Provisoriums.



In den Sitzungszimmern ist die Kassettendecke ein attraktiver Blickfang.

Zwischen roh und edel

Aebi und Vincent Architekten bauen den Berner Sitz der Schweizerischen Nationalbank (SNB) am Bundesplatz um. Als Ausweichort für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter richteten sie in einem Gewerbehause an der Laupenstrasse drei Geschosse mit Büros und einer Cafeteria ein. Den Spagat zwischen dem Anspruch, hochwertige Arbeitsplätze zu schaffen, dabei die Kosten aber tief zu halten, lösten die Architekten mit einer gestalterischen Zuspitzung.

Aus den bestehenden Räumen wurden alle demontablen Einbauten entfernt, die übrigen Oberflächen blieben samt Putz- und Farbschichten erhalten. Diese unterschiedlichen Teile wurden mit einer dünnen Farbschicht – Architekt Bernhard Aebi spricht vom «Damenstrumpf» – lasiert und damit optisch homogenisiert. Zu einem Blickfang sind dabei in einigen Räumen die Decken geworden: In den Dreissigerjahren hatte man sie als Kassettendecken mit Hohlkörpern aus Holz und Schilf als verlorene Schalung konstruiert und nun sichtbar belassen.

Diesem verbrauchten, aber veredelten Rohbau setzten die Architekten die neuen Einbauten entgegen, die sich sehr präzise und leicht glänzend vom matten Bestand absetzen. Die Trennwände zwischen Korridoren und Büros sind als raumhohe, hölzerne «Bilderrahmen» gestaltet, deren Transparenz mit leichten Vorhängen reguliert werden kann. Die konisch ausgestalteten Seitenkorridore mit den abgerundeten Ecken zum Hauptkorridor verbinden sich zusammen mit der abgehängten, silbern schimmernden Decke zu einem starken Raum, der – wie auf einer Baustelle – von einzelnen, abgehängten Glühbirnen erhellt ist. Ebenso schlicht sind die Leuchtstäbe in den Sitzungszimmern gehalten.

Im obersten Geschoss, in der Cafeteria, spielen die Architekten mit dem Kontrast zwischen Alt und Neu. Die Grenzen sind hier fließender. Zum einen ist der Raum weniger klar gefasst und weitet sich bis in den grossen Dachraum. Zum anderen weckt das Mobiliar Erinnerungen an die Sechzigerjahre. Werner Huber, Fotos: Aebi & Vincent / Thomas Telley, Adrian Scheidegger

Provisorische Büroräume, 2014

Laupenstrasse 18, Bern

Bauherrschaft: Schweizerische Nationalbank, Bern

Architektur: Aebi & Vincent Architekten, Bern

Kunst: Adrian Scheidegger, Bern

Tragwerksplanung: WAM Planer und Ingenieure, Bern

Haustechnik: Amstein + Walthert, Bern

Elektroplanung: Bering, Bern

Lichtplanung: Vogtpartner, Winterthur

Den Mantel ausbreiten

Der Teppich war in den Neunzigerjahren wenig beliebt. Nun geht es aber wieder aufwärts: Spannteppiche werden inzwischen oft mit Stein und Parkett kombiniert, und der abgepasste Teppich hat an Boden gewonnen. Als Hersteller für den Wohn- und Objektbereich ist in der Schweiz neben Tisca Tiara in Bühler AR einzig Ruckstuhl in Langenthal übrig geblieben. Samuel Ruckstuhl gehört zur fünften Generation der Textilfamilie. Mehrere Jahre hat er das Nordamerikageschäft geleitet, nun lanciert er eine eigene Idee: den Online-Vertrieb «Cloak – Rugs for Architects». Er setzt mit dem Sortiment zu 95 Prozent auf abgepasste Textilien, denn solche Teppiche liegen nicht nur im Trend. Bei ihnen ist auch die Wertschöpfung höher als bei Wand-zu-Wand-Belägen.

Samuel Ruckstuhl arbeitet vornehmlich mit Wolle. Die Liebe zu natürlichen Materialien hat er von seinem Vater geerbt, der in der heimischen Produktion in Langenthal ausschliesslich auf Naturfasern setzt. «Cloak» wird allerdings nicht in der Schweiz produziert. Das Sortiment stammt aus der ganzen Welt und umfasst gegen 130 Artikel, darunter auch Lederteppiche, die in Indien von Hand gefertigt werden. Diese Stücke sind zu hundert Prozent aus Leder, auch der Rücken. Das Modell «Felt Stripe 92 black leather» ist eine Reminiszenz an das Familienunternehmen: Leder und Filzstreifen aus dem Ruckstuhl-Sortiment wechseln sich hier ab.

Ruckstuhl entdeckte bei einem italienischen Lieferanten ein Granulat aus recyklierten Schuhen. Daraus lässt er einen Teppich herstellen, der Streifen aus Wolle und aus dem gepressten Leder kombiniert. Die Designs stammen zurzeit noch von den jeweiligen Produzenten.

«Cloak» soll vor allem den nordamerikanischen Markt bedienen. Über eine neue Website sucht Ruckstuhl auch Kunden in Europa. Funktionierte ein Online-Vertrieb ganz ohne Showroom? Schliesslich bestellt kaum jemand per Klick einen Teppich für 1500 Franken, ohne ihn je angefasst zu haben. Dafür hat das Unternehmen Muster von 25 mal 25 Zentimeter à 20 Franken herstellen lassen, die innert zweier Tage geliefert werden. Lilia Glanzmann

Teppichkollektion «Cloak», 2015

Design: Linie Design

Produktion: Indien

Material: Kuhleder aus Brasilien

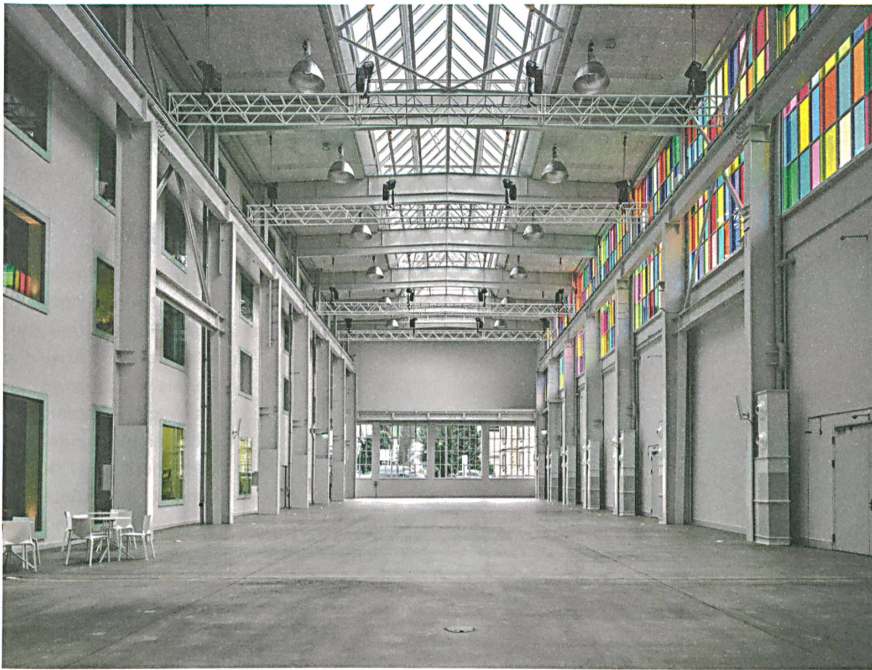
Durchmesser: 150 cm

Preis: Fr. 792.–

Bezug: www.cloak.ch



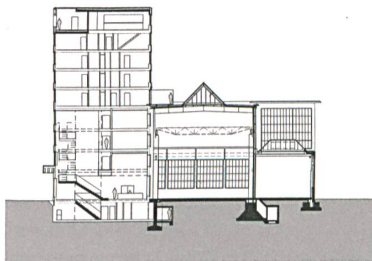
Der Lederteppich «Ambition Black» des dänischen Herstellers Linie Design.



660 farbige Gläser beleben den hellen, gedeckten Stadtplatz in Baden. Einst wickelten Arbeiter hier Transformatoren. Nun gibt es Events, Wohnungen und ein Hotel.

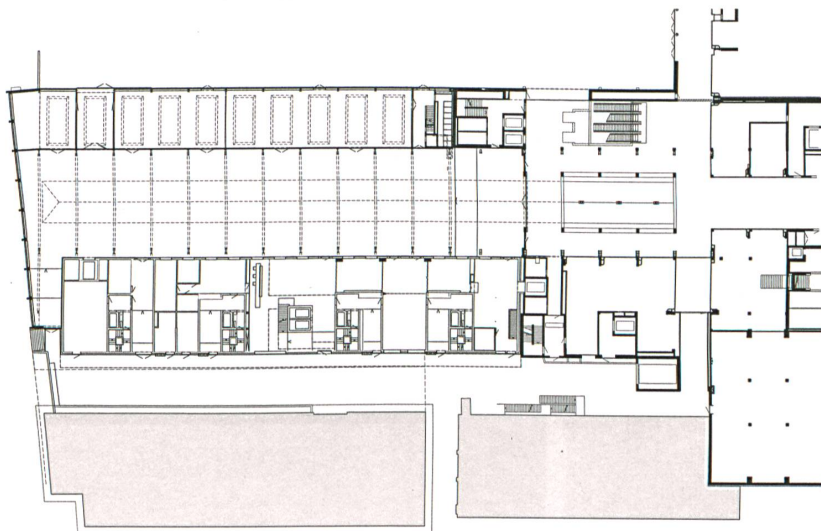


In der dunkel gestrichenen Eventhalle würdigen drei Leuchter in Form von Trafospulen das Industrieerbe.



Querschnitt

0 10 20 m



Erdgeschoss

Gehoben verdichtet

Das Bild der 660 bunten Glasscheiben bleibt haften. Der Streifen scheint sich in der Sonne zu bewegen und wirkt doch so, als sei er schon immer da gewesen. Vom Badener Trafoplatz wächst der Bau in drei Stufen auf dreissig Meter. Der Eingriff von Graf Biscioni Architekten und Max Müller fügt sich so selbstverständlich ins denkmalgeschützte Industrieensemble von 1920 wie die Fenster des Künstlers Ugo Rondinone ins Gebäude.

Der Hotel-, Wohn- und Veranstaltungskomplex «Trafo II» besteht aus vier Balken. Erstens die innen grauschwarze, sieben Meter hohe Eventhalle. Zweitens der 14 Meter hohe, gedeckte Stadtplatz in warmem Weiss. Drittens das Hotel und viertens die Eigentumswohnungen. Die Fassade des neuen Trakts übernimmt die Gliederung des benachbarten Baus von Roland Rohn. Dieser errichtete die ursprünglich drei Hallen. Der Neubau ersetzt eine davon.

Wo Arbeiter einst Transformatoren für die heutige ABB wickelten, stehen nun die ersten Schweizer Industriehallen mit Minergie-Zertifikat. Die Eventhalle ist bis neunzig Dezibel schallisoliert. Drei feierliche Leuchter in Form von Trafospulen hängen mittig im Raum. Schwarze Eisen-träger und filigrane Fensterfassungen würdigen das Industrieerbe. Hell sind dagegen die weiss gestrichenen Wände, Eisenträger und der fixierte Hebekrahn im gedeckten Stadtplatz. Die Halle misst 17 auf 77 Meter und dient trotz mächtiger Türen als öffentlicher Durchgang. Das Lüftungssystem nutzt die unterirdischen, ehemaligen Kabelschächte. Die bunten Scheiben machen die Halle zum beinahe sakralen Raum. Private können diesen an sechzig Tagen im Jahr buchen.

Das Hotel Garni in dunklen Tönen, mit achtzig Zimmern und Self-Check-in sowie die 32 Eigentumswohnungen darüber sind in Schottenbauweise und Beton ausgeführt. Direkt auf dem Hallendach liegt der Aussenraum der Wohnungen im vierten Geschoss. Die Dachterrassen der obersten acht Penthousewohnungen rahmen die Aussicht in Richtung Bahnhof.

Umnutzen und verdichten, dabei denkmalpflegerische und energetische Ansprüche ausbalancieren – all dies gelingt den Architekten. Das Nebeneinander von temporären und dauerhaften Nutzungen ist für den Industriestandort Baden zukunftsweisend. Peter Boller, Fotos: Arnold Kohler

«Trafo II» (Hotel, Wohnungen, Events), 2015

Bruggerstrasse 56, Baden AG
Bauherrschaft: Baugesellschaft Trafo II, Baden
Architektur: Graf Biscioni, Winterthur; Max Müller, Baden
Auftragsart: Wettbewerb auf Einladung, 2009
Kunst-und-Bau: Ugo Rondinone, Zürich
Leuchter: Habegger, Regensdorf
Baukosten (BKP 2 / m²): Fr. 506.– (Bestand), Fr. 799.– (Neubau)

Städtebau-Stammtisch in Baden

Wie Baden verdichten kann, ohne zu verdrängen, diskutiert der Städtebau-Stammtisch vom 13. Mai im Kulturbetrieb Royal, Baden siehe «Kiosk», Seite 69.



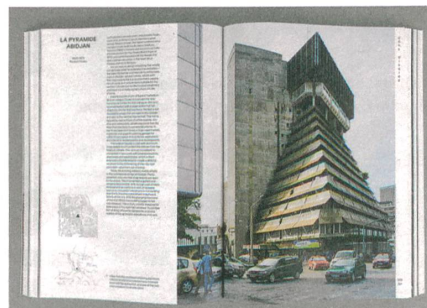
Im Dreieck bauen: die «Foire Internationale de Dakar» in Senegal, 1974 erbaut von Jean François Lamoureux und Jean-Louis Marin.



Das klare Layout lässt den Bildern den Vortritt.



Buchseiten in den Farben der Länderflaggen.



Kräftige Geometrie: «La Pyramide» steht in Abidjan, Elfenbeinküste, entworfen hat sie Rinaldo Olivieri.



Ein weicher, aber stabiler Einband.

Architektur des Aufbruchs

Afrika ist ein weisser Fleck auf der architektonischen Landkarte. Nicht das heutige Afrika, in dem Architekten wie Diébédo Francis Kéré oder David Adjaye von sich reden machen. Aber das Afrika der Sechzigerjahre, als die meisten der ehemaligen Kolonien unabhängige Staaten wurden. Ab 1957 bis in die Siebzigerjahre bauten die jungen Nationen das Fundament einer neuen Ära: Schulen, Universitäten und Gemeinschaftszentren, aber auch Messen, Hotels und Markthalen. So entstand eine afrikanische Moderne, die bei uns bis heute kaum bekannt ist. Der Architekt Manuel Herz hat die vergessenen Bauten wiederentdeckt. Jahrelang hat er mit seinem Team recherchiert, Iwan Baan und Alexia Webster haben fotografiert. Entstanden ist ein 640 Seiten starkes Übersichtswerk, das eine kleine Ausstellung im Vitra Design Museum derzeit vorstellt.

Dieses Buch will die Welt erreichen. Die Texte sind deshalb englisch. Bei der Auswahl hat sich Manuel Herz auf fünf Länder beschränkt: von Sambia im Süden bis nach Senegal im Westen, von der Elfenbeinküste über Ghana bis nach Kenia an der Ostküste. Die Geschichte der Unabhängigkeit jedes Landes wird umrissen, und ganzseitige Bilder geben Einblick in den Alltag. Die mehr als hundert Gebäude sind kurz beschrieben und zum Teil mit Plänen dokumentiert. Im Vordergrund stehen aber die Fotos. Sie zeigen, wie die Häuser genutzt werden und dass manche Betonwand in die Jahre gekommen ist. Das Layout des Studios Marie Lusa lässt den Bildern den Vortritt, Text steht nur dort, wo er nötig ist.

Die Unabhängigkeit der Staaten war eine Zäsur, aber kein Bruch mit dem Westen. Die Bauten stammen nämlich mehrheitlich von Architekten aus Frankreich, England oder Skandinavien. Viele könnten auch in Europa stehen, einige nehmen aber lokale Bezüge auf. Das Buch will die Augen öffnen für ein anderes Afrika. Eine Publikation, die in jede Bibliothek über Afrika gehört, und in keinem Regal zur Architektur der Sechziger- und Siebzigerjahre fehlen sollte. Andres Herzog, Fotos: Guillaume Musset

«African Modernism»

Herausgeber: Manuel Herz mit Ingrid Schröder, Hans Fockety, Julia Jamrozik

Fotografien: Iwan Baan und Alexia Webster

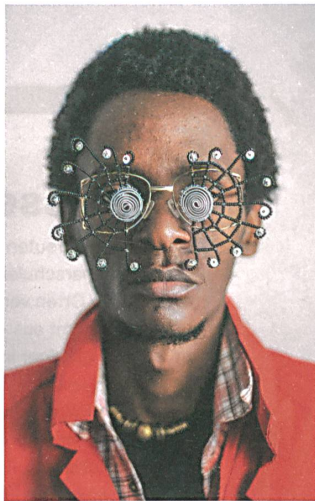
Gestaltung: Studio Marie Lusa, Zürich

Schrift: Lee Book von Martin Andereggen

Verlag: Park Books, Zürich, 2015

Preis: Fr. 69.–

«Architektur der Unabhängigkeit». Ausstellung in der Vitra Design Museum Gallery, Weil am Rhein, bis 31. Mai



Cyrus Kabiru setzt seine Brillenskulpturen aus Draht, Schrauben, Löffel oder Kronkorken zusammen. In der Ausstellung stehen sie auch für eine neue Sicht auf das Design aus Afrika.
Foto: Carl de Souza / AFP / Getty Images



Der 1980 geborene Fotograf Omar Victor Diop prägt mit seinen Aufnahmen das Selbstbild der zeitgenössischen urbanen Szene Dakars. «Aminata», 2013. Foto: Courtesy Magnin-A Gallery, Paris



Der malische Architekt und Designer Cheick Diallo entwirft Möbel aus einfachen, oft rezyklierten Materialien. Die Fauteuils «Sansa» sind aus Armierungseisen konstruiert, die mit farbigen Angelschnüren umwickelt werden. Foto: Cheick Diallo

Ein Kontinent im Wandel

Zur Jahrtausendwende galt Afrika unter Ökonomen als hoffnungsloser Kontinent. Heute zählt die Mehrheit der Staaten zwar immer noch zu den ärmsten der Welt, doch die 54 Volkswirtschaften wachsen rasant. Der wichtigste Motor ist Nigeria. Aber auch Tansania, Uganda oder Sierra Leone entwickeln sich. In Nairobi oder Lagos agiert eine lebhaftes Start-up-Szene. 650 Millionen Mobiltelefone sind in Afrika registriert, mehr als in Europa oder in den USA. 170 Millionen Menschen haben Zugang zum Internet.

Der Wandel betrifft auch das Design, wie das Vitra Design Museum mit der Schau «Making Africa» beweist. Sie tritt an gegen das Klischee von Afrika als Ort anonymer Handwerkskunst oder als rückständige Sonderzone in einer Welt global agierender Designer. Die Kuratoren Amelie Klein und Okwui Enwezor zeigen, wie Design den ökonomischen und politischen Wandel in afrikanischen Ländern begleitet oder gar fördert. Sie versammeln eine Vielfalt an Medien und Objekten: von Architekturmodellen über Textilien und Möbel bis hin zu Zeitschriften, Musikvideos und Smartphone-Apps.

Zur neuen Generation von Unternehmern, Designern und Vordenkern, die sich als «Digital Natives» an eine globale Öffentlichkeit richten, zählt Cyrus Kabiru: Der Kenianer hat mit seinen tragbaren Brillenskulpturen internationale Aufmerksamkeit erlangt. Für die skurrilen Gebilde setzt er Fundstücke wie Draht, Schrauben, Löffel oder Kronkorken zusammen. Nicht umsonst eröffnen die Skulpturen die Ausstellung: Sie erinnern daran, wie sehr eine Brille die Sicht verengen kann. Das Klischee vom afrikanischen Recyclingdesign stellt auch der Nigerianer El Anatsui auf den Kopf: Weggeworfene Aluminiumdeckel verarbeitet er zu filigranen, glitzernden Wandteppichen, die auf dem internationalen Kunstmarkt hoch gehandelt werden. Eine anderes Licht wirft der Ausstellungsteil «Space and Object» auf Design in Afrika: Das mobile Transfersystem «M-Pesa» ermöglicht es, via SMS Geld an Geschäfte oder andere Menschen zu überweisen – revolutionär für all jene Menschen, die über kein Bankkonto verfügen. Mittlerweile ist diese Methode auch in Indien und in Rumänien verbreitet. Ein cleveres Beispiel für eine wahr gewordene Vision aus Afrika. Andrea Eschbach

«Making Africa. A Continent of Contemporary Design»

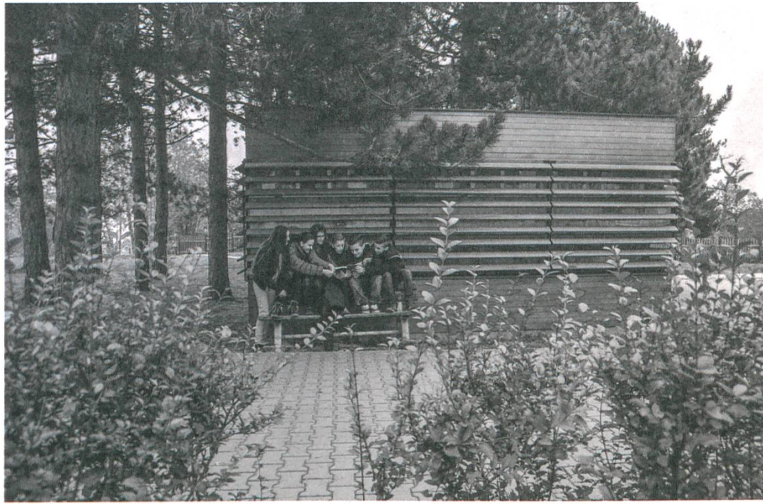
Ort: Vitra Design Museum, Weil am Rhein (D)

Datum: bis 13. September 2015

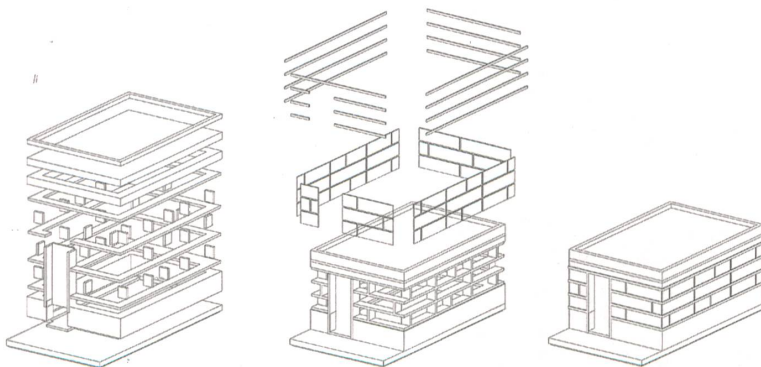
Kuratoren: Amelie Klein, Okwui Enwezor (beratend)

Szenografie: Emyl, Basel

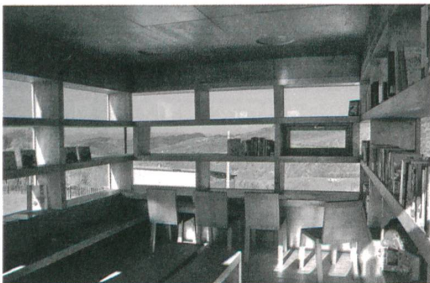
www.design-museum.de



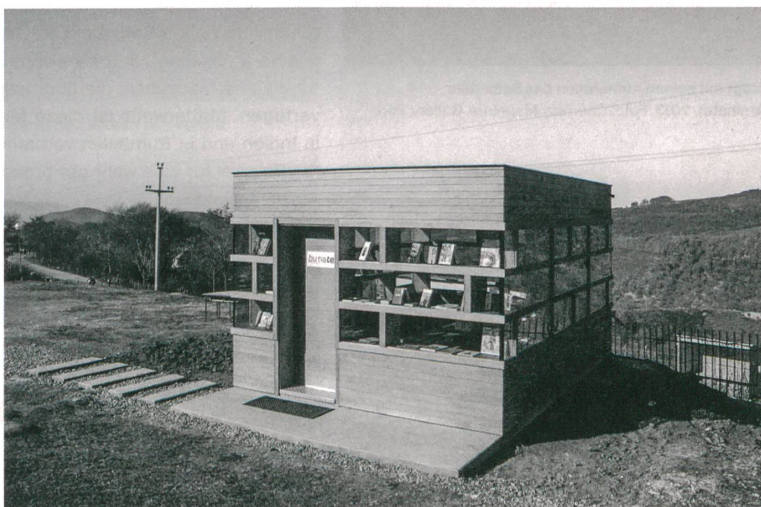
«Bunateka» in Drenoc im Westen von Kosovo: Die Box belebt den Schulhof und motiviert die Kinder. Sie erhalten die Chance, sich durch Lesen zu selbstständig denkenden Individuen zu entwickeln.



Die Explosionsaxonometrien illustrieren den konstruktiven Aufbau der «Bunateka».



Innenraum der «Bunateka» in Bajgore.



«Bunateka» in Bajgore in den Bergen im Norden des Landes.

Quellen des Wissens

In den weit verstreuten Dörfern des Kosovo zählt man 850 Primarschulen, aber Bibliotheken sucht man in vielen Orten vergebens. Der Architekt Bujar Nrecaj stammt aus einem Dorf in Kosovo und kam als Zwölfjähriger in die Schweiz. Er erkannte das Problem und befasste sich bereits in seiner Studienzeit in Winterthur mit der «Bunateka». Dieser Begriff leitet sich vom albanischen «Bunari» für Brunnen und von «Biblioteka» ab. 2008 kehrte Nrecaj in seine Heimat zurück, entwickelte das Projekt weiter und realisierte es dank Finanzierung durch die Norwegische und die Schweizer Botschaft. Bis 2012 entstanden acht «Bunateken». Sie stehen separat in den Schulhöfen.

Die Box ist eine Holzkonstruktion, im Grundriss vier mal sechs Meter und drei Meter hoch. Die Fassaden sind als vierzig Zentimeter tiefe Regale ausgebaut, deren Rückwände verglast sind. Die Fenster ermöglichen eine totale Durchsicht. Die horizontalen Tablare sind durchgehend, die Ständer dazwischen eingesteckt. Ein Element ist als Tisch, eines als Bank ausgebildet. Auf Metallroste montierte Holzlamellen wirken aussen als Sonnenschutz. Für den Bau war der Architekt zugleich Unternehmer, verantwortlich für die Ausführung, die Finanzierung und den Betrieb. Ein Schreiner fertigte den Holzbau und organisierte Baumeister und Handwerker vor Ort.

Die Bücherauswahl ist auf die lokalen Bedürfnisse im mehrsprachigen Land abgestimmt. Sie umfasst alle Themen, die vom ersten bis zum sechsten Schuljahr interessieren. Für den Betrieb bestehen Abmachungen mit den Schuldirektoren, die die Nutzung garantieren und den Bestand aktualisieren. Betreut werden sie in der Regel von den Sprachlehrern, unterstützt von einem Programm für die Bücherausgabe, das der Architekt mitlieferte.

Die erste «Bunateka» baute Nrecaj in jenem Dorf, in dem er aufwuchs. Nun lebt und arbeitet er wieder in der Schweiz. Er strebt die Gründung einer «Bunateka»-Stiftung an. In Zukunft sollen die Gebäude in Serie produziert werden, als Angebot für alle Primarschulen im Kosovo und in weiteren Ländern. So soll ein Netzwerk des Wissens entstehen. Verena Huber, Fotos: Atdhe Mulla (Drenoc), Bujar Nrecaj (Bajgore)

«Bunateka» – Schulbibliothek, 2009–2012

Acht Dörfer in der Republik Kosovo: Lutogllavë (Gemeinde Prizren), Sferk (Klinë), Bajgore (Mitrovicë), Mohlan (Suharekë), Drenoc (Deqan), Celinë (Rahovec), Bostan (Novobërd), Lubine e epërme (Prizren)
Architektur: Bnarchitects, Bujar Nrecaj, Prizren (Kosovo)
Kosten: € 20 000.– pro Box inkl. Inventar
Finanzierung: Norwegische und Schweizer Botschaft

Organisch leuchten

Noch gilt die organische Leuchtdiode OLED als Licht der Zukunft. Mit allen Vor- und Nachteilen: Das Versprechen auf eine völlig neue Art der Raumbeleuchtung ist zwar gross. Aber es kann erst in wenigen Projekten überprüft werden – in der Schweiz nun erstmals an der Hochschule Luzern Wirtschaft. Anlass gab die Umnutzung einer bestehenden, in die Eingangshalle gehängten Passerelle. TGS Architekten haben sie zu einer Arbeits- und Präsentationsfläche für Start-up-Firmen umgebaut. Dazu musste der Raum ohne natürliches Licht akustisch und brandschutztechnisch geschlossen werden. Die Architekten setzen auf eine helle, schlichte Materialisierung. Die bestehende akustische Decke wurde neu gestrichen. Die niedrige Raumhöhe legte es nahe, das Licht in die Decke zu integrieren. Sphinx Lichttechnik schlug in Zusammenarbeit mit Ribag OLED-Module aus der Leuchtenfamilie «Oviso» vor. Montiert wurden die nur sieben Millimeter dünnen Elemente in einem unregelmässigen Raster. Sie decken die Lochausschnitte der vorher installierten Downlights ab. Damit konnte die bestehende Grundinstallation übernommen werden. Die Module sind regulierbar und strahlen in 33 Reihen angeordnet die geforderten 500 Lux ab. Sie tun das energieeffizient und mit einer Lichttemperatur, die weit weniger technisch wirkt, als es auf den Architekturaufnahmen aussieht. Mit 2700 Kelvin leuchten sie warmweiss.

Für die Leuchte, die letzten Sommer vorgestellt wurde siehe Hochparterre 9/14, hat Hersteller Ribag inzwischen Preise eingeehmt. Mit dem Einsatz in Luzern zeigt sie, was sie als Raumbeleuchtung leistet. Überzeugend ist nicht zuletzt der Raster, der mit den Einer-, Zweier- und Dreiermodulen gelegt wurde. Er zeugt vom gestalterischen Können der Verantwortlichen, über die Decke den schwierigen Raum zu stärken. Das dafür 150 Module nötig waren, deutet allerdings auf zwei Schwächen hin, mit denen OLED noch zu kämpfen hat. Die Leuchtkraft der einzelnen Platine muss grösser werden, damit mit weniger Elementen die nötige Lichtstärke erzielt werden kann. Und die Kosten müssen sinken, damit die Leuchte konkurrenzfähiger wird. Das – so sind Optimisten überzeugt – wird schon bald geschehen.

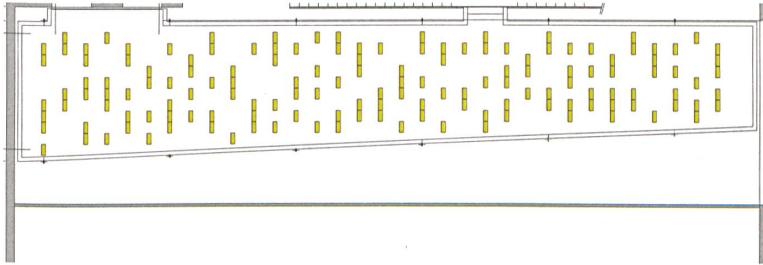
Meret Ernst, Foto: Beat Brechbühl

Beleuchtung für die Neugestaltung Zwischenboden, Hochschule Luzern Wirtschaft

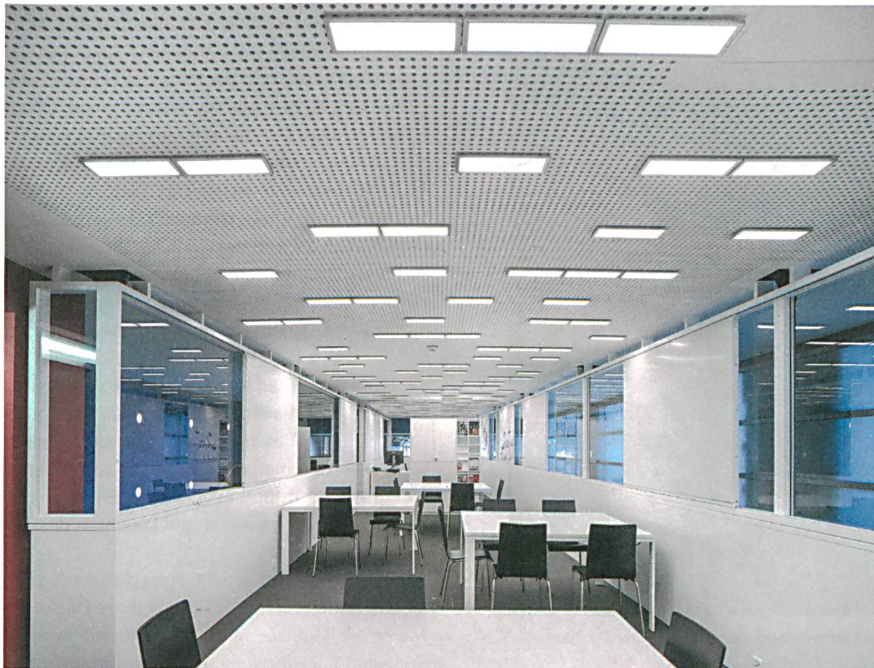
Leuchte: Oviso Deckenleuchte, Ribag
Design Leuchte: Daniel Kübler, Zürich
Lichtkonzept: Sphinx Lichttechnik, Luzern;
Ribag Licht, Safenwil
Architektur: TGS Architekten, Luzern

Das Themenheft zu OLED

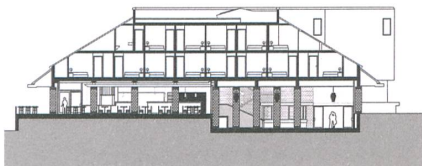
Wer Hochparterre abonniert hat, liest mehr über das «Licht der Zukunft» im beigelegten Themenheft siehe «Kiosk», Seite 69. www.hochparterre.ch/abonnieren



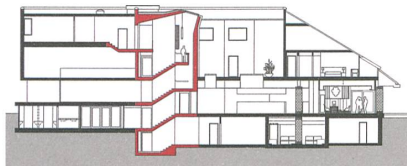
Die 150 an die Decke montierten OLED-Leuchten fügen sich in einem unregelmässigen Raster zu 31 Reihen.



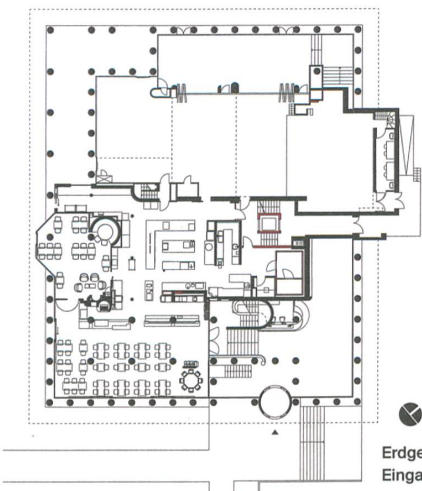
Die OLED-Leuchten sind in die Decke montiert. Die geringe Bauhöhe der Module und das flächig wirkende Licht helfen mit, den schwierigen Raum zu klären.



Schnitt durch Halle, Restaurant und Zimmer.



Schnitt durch die neue Erschliessung.



Erdgeschoss mit tiefer gelegenem Eingang, Restaurant und Sälen.



Äusserlich hat sich am «Wallberg» seit der Eröffnung 1968 wenig verändert.



Die Eingangshalle des Restaurants Wallberg in Volketswil atmet wieder den Geist der Erstellungszeit.



Die neue Erschliessung fügt sich unauffällig in das bestehende Haus.



Die Hotelzimmer sind sanft renoviert.

Behutsam erneuert

1968 eröffnete die Gemeinde Volketswil ihren Landgasthof «Wallberg». Der Bau von Architekt Manuel Pauli – er hatte das Projekt 1964 einen Monat vor Wettbewerbsabgabe vom überlasteten Ernst Gisel übernommen – war ein Gemeindezentrum mit Restaurant, Sälen, Kegelbahnen und einigen Gästezimmern. Das Markenzeichen war das von mächtigen runden Säulen getragene, zweigeschossige Walmdach. Im Zentrum lag die Küche, um sie herum waren die übrigen Nutzungen in einem vielfältigen räumlichen Gebilde angeordnet. An dieser Konstellation hat sich bis heute wenig geändert. Es gab Anpassungen und kleinere Umbauten, und vor zwanzig Jahren erhielt das Hotel ein paar zusätzliche Zimmer. Im Jahr 2000 scheiterte ein Verkauf an der Opposition aus der Bevölkerung – danach musste der «Wallberg» erneuert werden.

Mit Respekt vor Manuel Paulis Werk machten Camenzind Bosshard Architekten den «Wallberg» zukunftstauglich. Der grösste Eingriff ist die neue Erschliessung in der Mitte des Hauses – der einzige Ort, an dem alle Niveaus mit einem Lift zu erreichen sind. Der Schacht aus Sichtbeton und die mit Kunststeinplatten belegte Treppe spinnen Paulis Materialwahl weiter und verschleifen das Neue mit dem Alten. Geradezu denkmalpflegerisch gingen die Architekten in der Eingangshalle vor: Sie entfernten die später eingebaute, zweistöckige Réception und gaben dem Raum dadurch seine Wirkung zurück. Den bestehenden Bodenbelag aus rötlichem Kunststein ergänzten sie mit den gleichen Platten, die sie sorgfältig aus dem Restaurant ausbauten. Die neue Réception ist als Eichenschrein gestaltet, der sich in einer verwandten Formensprache an die von Rundungen geprägte Treppe anschmiegt. Einen zeitgenössischen Akzent setzen die Leuchten des Designers Tom Strala.

Das Restaurant erhielt einen plattenartig verlegten Parkettboden, dazu eine neue Decke sowie neues Mobiliar. In ähnlicher Weise sind die Gästezimmer aufgefrischt, die nun trotz Eingriffen aus verschiedenen Zeiten wieder so erscheinen, als wären sie aus einem Guss. Dass in einigen Bädern die Mosaikbeläge noch aus der Bauzeit stammen, spricht ebenso für die Qualität von Paulis Werk wie die unverändert belassenen Säle oder die charakteristischen Säulen aus Backstein-Formelementen, die einen Betonkern ummanteln. Werner Huber, Fotos: Lucas Peters

Erneuerung Restaurant und Hotel Wallberg, 2014

Eichholzstrasse 1, Volketswil ZH

Bauherrschaft: Gemeinde Volketswil

Architektur: Camenzind Bosshard Architekten, Zürich

Bauleitung: Schmid Architekten Baumanagement, Zürich



Die aufwendigen Stickereien der Textilien entstanden in Zusammenarbeit mit Bischoff Textil, St. Gallen.

Tisch oder Hut

Karin Wüthrich und Matthias Fürst waren in diesem Jahr die einzigen MA-Absolventen des Lehrgangs «doing fashion» an der Basler Hochschule für Gestaltung und Kunst. Als Wüthrichfuerst wagten sie sich an eine Thematik heran, die subjektiver nicht sein könnte: die schwammige Welt der Erinnerung. Fragen wie «War Urgrossmutter ein Tisch?» oder «Waren ihre Haare aus Blumen?» reflektieren sie unter dem Titel «Melting the memory of sitting at a table in our grandfathers' living room while watching TV on a small screen».

In ihrer Kollektion verschmelzen Objekte mit Kleidung – wo hört der Hut auf und wo fängt der Tisch an? Eine klare Trennung oder Gewichtung zwischen Accessoires und – wenn man so will – Kleidung existiert nicht. Umso voluminöser und teils besonders farbstark fallen die Entwürfe aus. Auch bei der Materialwahl spielte die Erinnerung eine tragende Rolle; harte Materialien wie Plastik und Gips definieren die Accessoires, als Rückgriff in die Kindheit der beiden. Die aufwendigen Stickereien, die vor allem die Mäntel zieren, entstanden in Zusammenarbeit mit der St. Galler Stickerei Bischoff Textil.

Die beiden Designer führen den Diskurs über Mode als Kunst beziehungsweise Kunst als Mode souverän ad absurdum. Dass ihre Kollektion auch skulptural im Kunstkontext funktioniert, zeigten sie bereits im Rahmen des Schweizer Beitrags zum International Fashion Showcase 2015 «CH Talents: Visionaries», organisiert von der Schweizer Botschaft, dem British Council, dem British Fashion Council und dem Modeillustrationsmagazin «Dash» in London. Dort teilte sich das Label mit drei weiteren «doing fashion»-Alumni erstmals eine Ausstellungsfläche. Die Kreationen von Wüthrichfuerst schrien nicht nach Aufmerksamkeit, sondern sie luden zum Nachdenken ein, und sie weckten schöne Erinnerungen. Harald Weiler, Foto: Yasmina Haddad

Abschlusskollektion «Melting the memory of sitting at a table in our grandfather's living room while watching TV on a small screen», 2015

Designer: Wüthrichfuerst

Creative Director: Priska Morger

Assistant Creative Direction: Matthias Waldhart

Lehrgang: doing fashion, FHNW Basel

Materialien: Duchesse Satin, bestickte Spitze

in Zusammenarbeit mit Bischoff Textil, Wollkrepp,

Intarsia-Strick, Filzwolle, Plastik, Gips

www.wuethrichfuerst.com



Bei der freistehenden Garderobe «Frosta Z» kommen die typischen Ikea-Bleistifte zu einer neuen Funktion.



Auch die Bauanleitungen zu «Frosta X, Y und Z» sind stilgerecht gehackt.



«Frosta Y» fügt aus drei Stühlen einen Beistelltisch, als hätte es ihn schon immer gegeben.



Was davor drei Stühle waren, wird mit etwas Geschick als «Frosta X» direkt an die Wand genagelt.

Selber machen

Die Bauanleitung ist Teil der Designgeschichte. Die Anfänge reichen ins frühe 20. Jahrhundert zurück. Perfektioniert wurde die Anleitung von Ikea mit dem «Ready to assemble»-Prinzip. Es verlagert die Montage zum Kunden, deshalb braucht es die Anleitung. Neben der Gewinnoptimierung für die Möbelindustrie bedient Do-it-yourself aber auch einen riesigen Markt, der dem Ausdrucks-willen einer jeden und eines jeden nachkommt: «Alle Menschen sind Designer. Fast alles, womit wir uns beschäftigen, ist Design, Planung, Entwurf, denn Design ist die Grundlage jeder menschlichen Tätigkeit», sagte der amerikanische Designer Victor Papanek 1972 – in jenem Jahr, in dem der Bericht «Die Grenzen des Wachstums» des Club of Rome erschien. Er formulierte die These als Kritik an allen Designern und Architektinnen, die mit ihrem professionellen Entwurfswissen den Überfluss mehren.

Was fangen Designerinnen mit dieser grundsätzlichen Kritik an? Sie verlagern ihr Entwurfs-wissen auf die Bastelanleitung. Ohne läuft unter Laien gar nichts. Das realisierte auch Papanek, der ein Jahr später mit James Hennessey den ersten von zwei Bänden zu selbst hergestellten Möbeln aus Pappe, Holzplatten, Weinkisten und Plastikflaschen herausgab. «Möbel für Nomaden», so der Titel. Damit war das Design geboren, das Selbermachen als Kritik am Überfluss respektive an der produzierenden Industrie versteht und für politisch wirksam hält.

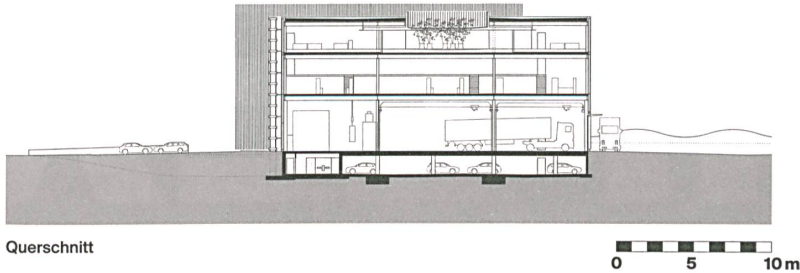
Designer wie Andreas Bhend nutzen die Ästhetik des Do-it-yourself-Design und hacken bestehende Möbel. Besonders gut eignen sich Modelle von Ikea, die sich ihrerseits unverföhren an grossen Entwürfen bedienen. Zum Beispiel am Hocker «E60» von Alvar Aalto aus dem Jahr 1934, der unter dem Namen «Frosta» als Billigversion auferstanden ist. Die Studentendarbeit von Andreas Bhend, die im zweiten Semester am Institut für Industrial Design der Fachhochschule Nordwestschweiz entstand, setzt den Hocker anders und neu zusammen – als Beistelltischchen, Wandregal oder Garderobe. Bis hin zur typischen Bauanleitung wird das Spiel getrieben. Mit dem Rekurs auf die Methode des Hacking zielt sein Kommentar nicht nur auf die kannibalisierende Möbelindustrie, sondern verknüpft das fröhliche Basteln mit der digitalisierten Welt, in der sich auch das Do-it-yourself-Design bewähren muss. Meret Ernst, Fotos: Thomas Framnes

«Ikea Hack», Frosta Series

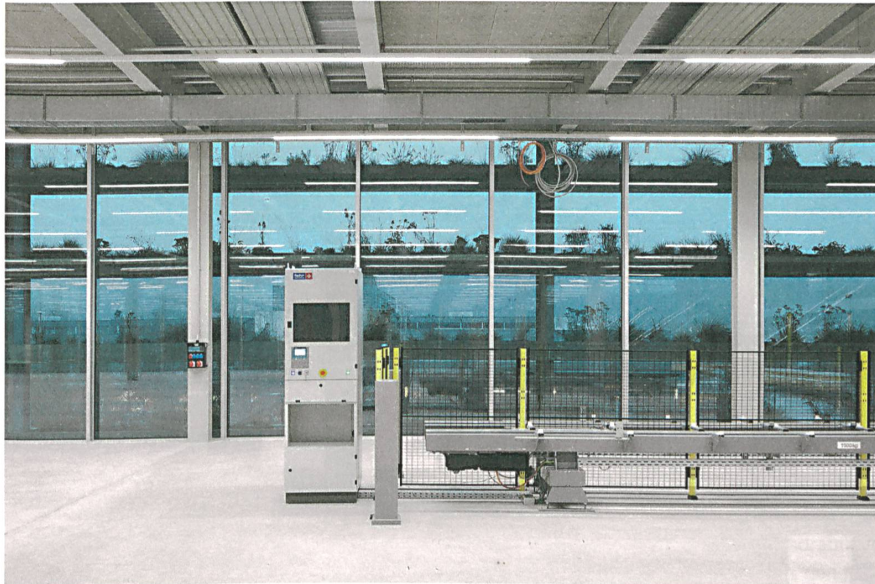
Design: Andreas Bhend

Material: Hocker «Frosta», Ikea

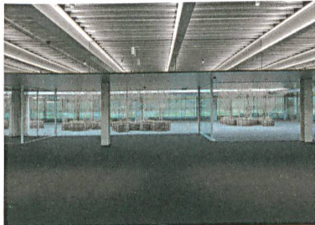
Das Projekt ist Teil der Ausstellung «Do It Yourself Design» im Museum für Gestaltung, Zürich.



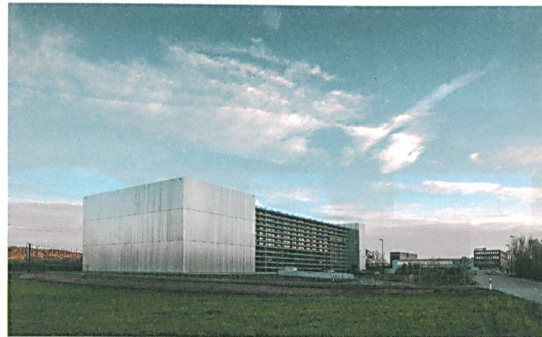
Querschnitt



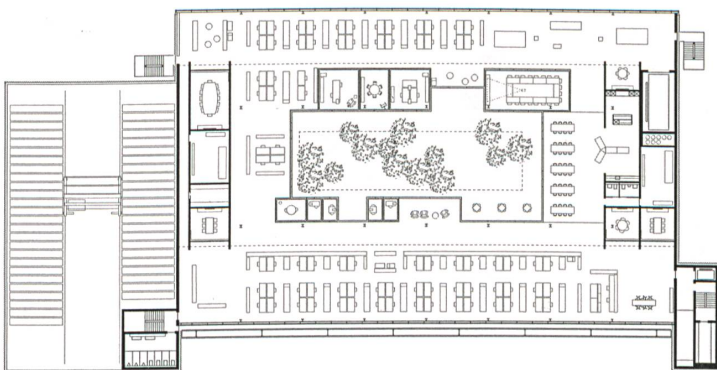
Die Pflanzentröge vor den Fenstern filtern den Blick ins Gewerbegebiet nebenan.



Schwarzer Teppich und dunkle Decken in den Sitzungszimmern fokussieren den Blick auf die Aussicht.



Treppenturm und Hochregallager sind mit Trapezblech verkleidet.



Grundriss Bürogeschoss.

Wachsende Aussichten

Skyframe steht für Fenster, die rahmenlos in der Fassade sitzen. Die Firma ist in den letzten Jahren auf 120 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter angewachsen und will nun auch im Ausland Fuss fassen – in Deutschland, Italien, Österreich und den USA. Diese Expansion braucht auch zu Hause mehr Platz. Die Firma ist von Ellikon an der Thur nach Frauenfeld gezogen und leistet sich dort einen Hauptsitz, der verdeutlicht, wie sich das Unternehmen vom kleinen Metallbauer zum Spezialbetrieb entwickelt hat. Mit dem Neubau verdoppelt sich die Produktionsfläche, auf der Metallprofile beschichtet, Fensterrahmen verklebt und getestet werden.

Markant steht das Haus neben der Autobahn und präsentiert den Vorbeifahrenden seine vollverglaste Front. Auf der Südseite reagiert die Fassade mit einem Kniff auf die Sonne: Brise-soleils, in denen Pflanzen wachsen, schirmen die Hitze ab und filtern die Aussicht. So bleibt der Ausdruck des Gebäudes auch im Sommer glasklar. Die Pflanzentröge mit automatischer Bewässerung hat der Architekt Peter Kunz eigens für das Projekt entwickelt. Rund fünfzig verschiedene Blumen, Gräser und Sträucher blühen hier.

Die Infrastruktur haben die Architekten aus dem Gebäude ausgelagert, um innen Platz für maximale Flexibilität zu schaffen. Das metallisch glänzende Hochregallager steht gleich neben dem Hauptvolumen. Daran sind die Treppenhäuser angedockt. Das Gebäude, ein Stahlbau mit Betonverbunddecken, ist industriell gebaut und folgt pragmatisch der Produktion: Auf zwei Stockwerken wird montiert, im obersten Geschoss liegen die Büros. Da die Materialien aufs Wesentliche reduziert sind, wirkt der edle Industriebau aufgeräumt, schlicht und freundlich. Dazu tragen auch die Glasfronten bei.

Im Gebäude gibt es keinen Showroom, das Haus selbst zeigt das Produkt. Beim Eingang präsentiert eine fast unsichtbare Schiebetür das gläserne Können der Firma. Die Kunden werden durchs Haus geführt und erhalten Einblick in die Produktion. Im Bürogeschoss können sie die rahmenlosen Schiebefenster, die auf den zentralen Hof führen, eins zu eins begutachten. Der schwarze Teppich auf dem Hohlboden und die niedrigen, dunklen Decken in den Sitzungszimmern fokussieren den Blick wie in einem Kino auf das Panorama Richtung Allmend. So transportiert die Architektur, was das Fenster verspricht: Aussicht pur. Andres Herzog, Fotos: Claudia Luperto

Hauptsitz Skyframe, 2015

Langfeldstrasse 111, Frauenfeld

Bauherrschaft: Skyframe, Frauenfeld

Architektur: Peter Kunz Architektur, Winterthur

Landschaftsarchitektur: Ganz Landschaftsarchitekten, Zürich, mit Forster Baugrün, Kerzers

Auftrag: Studienauftrag, 2012

Baukosten (BKP 0–9): Fr. 35 Mio.